



Indien

Wachstum ohne Teilhabe – Zur Situation von Frauen zwischen Arbeitsmarkt und Ausbeutung

Stipendium der
Heinz-Kühn-
Stiftung

Carmen Maiwald
Neu-Delhi und Mumbai
08.02. - 19.02.2026

Inhaltsverzeichnis

1. Thema, Fragestellung, Hintergrund, persönliche Motivation und Ziele	3
2. Rechercheverlauf, Beobachtungen, Interviews; Analyse	3
2.1. Gespräch mit Vibhuti Patel, Genderforscherin und Ökonomin.....	4
2.2. Gespräch mit Nirmala B. Walter, Gründerin von Manobal – A New Beginning Foundation	7
2.3. Begegnung mit Mariam Rani*	9
3. Zusammenfassung der Erkenntnisse, persönliche Reflexion, Ausblick	11

1. Thema, Fragestellung, Hintergrund, persönliche Motivation und Ziele

Im Rahmen des Recherchestipendiums der Heinz-Kühn-Stiftung hatte ich die Möglichkeit, nach Neu-Delhi und Mumbai zu reisen und dort zu einem Thema zu arbeiten, das mich seit längerer Zeit journalistisch beschäftigt: die wirtschaftliche Situation von Frauen in Indien und die Frage, weshalb ihre Erwerbsquote trotz erheblichen wirtschaftlichen Wachstums weiterhin auffallend niedrig bleibt. Laut Weltbank¹ gehen nur knapp drei von zehn indischen Frauen einer bezahlten Arbeit nach – ein Widerspruch, der mich interessiert: Wie zeigt sich dieser Befund im Alltag, und welche strukturellen Bedingungen führen dazu, dass wirtschaftliches Wachstum nicht automatisch zu mehr Gleichberechtigung führt?

Auf das Thema aufmerksam geworden bin ich über meine langjährige Beschäftigung mit der Textilindustrie und mit Arbeitsbedingungen von Frauen in globalen Produktionsketten. Dabei habe ich immer wieder erlebt, wie eng wirtschaftliche Abhängigkeit und Geschlechterungleichheit miteinander verbunden sind. Indien erschien mir als besonders relevanter Ort für eine vertiefende Recherche: Das Land gehört zu den am schnellsten wachsenden Volkswirtschaften der Welt – und dennoch sind Frauen auf dem Arbeitsmarkt weiterhin deutlich unterrepräsentiert.

Mein ursprüngliches Recherchevorhaben konzentrierte sich auf Frauen in einem kleineren, eher konservativ geprägten Dorf im Westen Indiens, Bhikamkor im Bundesstaat Rajasthan. Dort wollte ich eine Protagonistin besuchen, mit der ich bereits vorab Kontakt aufgenommen hatte, um zu untersuchen, wie Frauen sich innerhalb patriarchaler Strukturen Zugang zu bezahlter Arbeit schaffen und welche Rolle wirtschaftliche Eigenständigkeit für ihre gesellschaftliche Stellung spielt. Die Vorbereitung auf die Reise verlief jedoch deutlich komplizierter als erwartet.

2. Rechercheverlauf, Beobachtungen, Interviews; Analyse

Nach meiner Bewerbung für ein E-Visum erhielt ich ungewöhnlich detaillierte Rückfragen zu meinem Beruf, meinen Auftraggebern und Auftraggeberinnen und der Adresse meines Büros. Nachdem mein erster Antrag abgelehnt worden war und ein

¹ <https://data.worldbank.org/indicator/SL.TLF.TOTL.FE.ZS?locations=IN>

zweiter dieselben Nachfragen auslöste, suchte ich das direkte Gespräch mit der indischen Botschaft in Berlin. Dort erfuhr ich, dass Indien keine Touristenvisa mehr ohne Weiteres an Journalistinnen und Journalisten vergibt. Ich musste einen gesonderten Antrag stellen und ausdrücklich bestätigen, dass ich nicht im journalistischen Auftrag einreise. Entsprechend wurde in meinem Visum vermerkt, dass mir journalistische Tätigkeiten während des Aufenthalts nicht gestattet sein.

Diese Erfahrung war bereits vor der Abreise aufschlussreich. Sie machte deutlich, unter welchen politischen Rahmenbedingungen journalistische Arbeit in Indien derzeit stattfindet – und sie hatte unmittelbare Auswirkungen auf mein Recherchevorhaben. Da ein Aufenthalt in einem konservativen ländlichen Umfeld unter diesen Bedingungen nicht nur für mich, sondern möglicherweise auch für meine Protagonistin Risiken mit sich gebracht hätte, entschied ich mich, den Schwerpunkt der Recherche anzupassen. Ich konzentrierte mich stärker auf Neu-Delhi und Mumbai. Die übergeordnete Fragestellung blieb dabei bestehen, weitete sich aber aus: nicht nur, warum so wenige Frauen in Indien bezahlter Arbeit nachgehen, sondern auch, welche Folgen wirtschaftliche und gesellschaftliche Abhängigkeit konkret für Sicherheit, Selbstbestimmung und Schutz vor Gewalt für Frauen in der indischen Gesellschaft haben können.

2.1. Gespräch mit Vibhuti Patel, Genderforscherin und Ökonomin

Zur Einordnung meiner Fragestellung war besonders das Gespräch mit Vibhuti Patel, Genderforscherin und Ökonomin aus Mumbai, extrem hilfreich. Patel beschreibt die Lage der Frauen in Indien als von tief widersprüchlichen Entwicklungen geprägt. Einerseits verweist sie auf beachtliche institutionelle Fortschritte der vergangenen Jahrzehnte: 50 Jahre Frauenrechtsbewegung, Geschlechterquoten in kommunalen Selbstverwaltungsorganen, Gender Budgeting seit 2005, ein nationales Ministerium für Frauen- und Kinderentwicklung. Andererseits beobachtet sie eine zunehmende Erosion dieser Errungenschaften – besonders in der wirtschaftlichen Beteiligung von Frauen. Nach der Pandemie kehrten zwar 85 Prozent der Männer in den Arbeitsmarkt zurück, aber nur 40 Prozent der Frauen. Gleichzeitig befördere eine kulturelle Rückbesinnung auf traditionelle Rollenbilder die Vorstellung der Frau als Hausfrau und des Mannes als Alleinverdiener – mit spürbaren Folgen für die Realität von Frauen auf dem Arbeitsmarkt: Selbst hochqualifizierte Frauen mit MBA-Abschluss seien häufig

nicht erwerbstätig, sondern leisteten unbezahlte Sorgearbeit für eine alternde Gesellschaft.

Neben dieser gesellschaftlichen Entwicklung brachte mich das Gespräch mit Patel aber vor allen Dingen auf ein Thema: Vermisste Kinder – und besonders vermisste Mädchen – sind zu einem strukturellen Problem geworden, das weit über Einzelfälle hinausweist. Die tatsächliche Dimension sei statistisch kaum zu erfassen: Auf jeden registrierten Fall eines vermissten Mädchens kämen mindestens zehn weitere, die nie zur Anzeige gebracht würden. Doch das eigentlich Beunruhigende sei nicht das Dunkelfeld an sich – sondern, dass es sich um ein gesellschaftlich weitgehend toleriertes Phänomen handele. Weder die Öffentlichkeit noch die Politik handelten ernsthaft dagegen, obwohl das Wissen um die Praxis vorhanden sei.

Als strukturelle Ursache benennt Patel die tiefgreifende wirtschaftliche Prekarisierung im Zuge der Covid-19-Pandemie. Breite Schichten der unteren Mittelklasse hätten ihre Lebensgrundlagen verloren: Kleinbetriebe schlossen, arbeitsintensive Industrien wie die Textilindustrie brachen ein, und der ohnehin bestehende Trend zur Automatisierung beschleunigte sich durch Industrie 4.0 erheblich. In dieser Gemengelage sei Kinderhandel – sowohl für Zwangsarbeit als auch für Sexarbeit – keine Randerscheinung, sondern eine sich verfestigende Überlebensstrategie. Viele Fälle geschähen mit dem Wissen der Familien, die ihre Kinder aus wirtschaftlicher Not in Arbeitsverhältnisse „verliehen“ oder gegen Einmalzahlungen abgäben – was Patel faktisch als Kinderverkauf bezeichnet. Auch der Anstieg von Kinderheiraten sei in diesem Kontext als Reaktion auf ökonomischen Druck zu verstehen, nicht als kulturelles Relikt allein.

Patel betont dabei, dass Menschenhandel kein rein lokales Phänomen sei. Die treibenden Kräfte reichten weit über Gemeindenetzwerke hinaus – bis in die höchsten Ebenen von Politik, Wirtschaft und internationalen Eliten. Die kürzlich veröffentlichten Epstein-Akten hätten in Indien breite Resonanz gefunden, auch in regionalen Medien – und das gesellschaftliche Bewusstsein für diese globalen Verflechtungen geschärft. Die permanente finanzielle Unsicherheit in weiten Teilen der Gesellschaft erzeuge darüber hinaus eine Mentalität, in der das Leben als Nullsummenspiel wahrgenommen werde. Gemeinschaftliche Schutzstrukturen würden dadurch systematisch

geschwächt, sichtbar auch im Rückgang kollektiver politischer Organisation, besonders bei jüngeren Generationen.

Politisch plädiert Patel für einen mehrgleisigen Ansatz: Die gesellschaftliche Stellung von Frauen müsse strukturell gestärkt werden, mit der normativen Klarstellung, dass Frauenkörper nicht als Ware behandelt werden dürfen. Gezielte Investitionen in formelle Wirtschaftssektoren – Landwirtschaft, Industrie, traditionelles Handwerk – seien notwendig, um der informellen Ausbeutungsökonomie den Boden zu entziehen.

Als positives Gegenbeispiel verweist sie auf die Organisation von Farmerswitwen, die nach den Suizidwellen unter Bauern infolge der Liberalisierung der Landwirtschaft in den 1990er Jahren entstanden sei und sich heute feministisch-partizipatorisch aufgestellt habe. Auch die spontane Organisation junger Frauen in Einkaufszentren, die ihr Recht auf Sitzgelegenheiten erstritten, nennt Patel als Zeichen eines neuen Selbstbewusstseins – getragen vor allem von Frauen aus marginalisierten Gemeinschaften, die, so Patel, nichts zu verlieren hätten und deshalb kollektiv handelten. Eine der zentralen Erkenntnisse aus dem Gespräch mit Patel war der Zusammenhang zwischen der wirtschaftlichen Prekarisierung infolge der Pandemie und dem Anstieg des Menschenhandels mit jungen Mädchen. Dieser Befund ließ mich nicht los – und wurde zur Leitfrage, der ich während meines weiteren Aufenthalts in Neu-Delhi nachgehen wollte.

Um die Sprachbarriere zu überbrücken und einen tieferen kulturellen Zugang zur Recherche zu gewinnen, entschied ich mich, vor Ort mit einer lokalen Kollegin zusammenzuarbeiten. Über die Plattform Hostwriter, die Journalistinnen und Journalisten weltweit vernetzt, wurde ich auf die indische Journalistin Pari Saikia aufmerksam. Sie unterstützte mich während meines Aufenthalts in Neu-Delhi – sowohl bei der Kontaktaufnahme mit Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern als auch beim Einordnen von Beobachtungen, die ohne ihre Kenntnis lokaler Zusammenhänge schwerer zu verstehen gewesen wären. Über Saikia kam auch der entscheidende Kontakt zur Sozialarbeiterin und Organisationsgründerin Nirmala B. Walter zustande.

2.2. Gespräch mit Nirmala B. Walter, Gründerin von Manobal – A New Beginning Foundation

Das Gespräch mit Nirmala B. Walter fand in ihrem Zuhause in Neu-Delhi statt. Die private, ruhige Atmosphäre ermöglichte uns einen guten Rahmen für unser Gespräch über die sensiblen Themen: Menschenhandel, sexualisierte Gewalt und die strukturellen Schwierigkeiten, Betroffene langfristig zu schützen und zu rehabilitieren. Gleichzeitig ermöglichte mir dieser Rahmen einen unmittelbaren Einblick in das Wohn- und Alltagsleben einer Familie in Neu-Delhi. Das zeigte sich n der Art, wie Wohnräume genutzt werden, wie Gastfreundschaft gelebt wird, wie sich das Private und das Berufliche in einem Leben verschränken.

Nirmala B. Walter ist Gründerin von Manobal – A New Beginning Foundation², einer Organisation, die in Indien im Bereich Prävention, Rettung und Rehabilitation von Betroffenen des Menschenhandels arbeitet. Sie begleitet Betroffene in unterschiedlichen Phasen: von Aufklärungsarbeit in gefährdeten Gemeinden über die Unterstützung bei Rettungseinsätzen bis hin zu psychosozialer Betreuung, rechtlicher Beratung und beruflicher Wiedereingliederung.

Ihren Einstieg in dieses Arbeitsfeld beschreibt Walter als eng verbunden mit ihrer Tätigkeit in einer Schutzunterkunft für Betroffene. Einen zentralen Wendepunkt beschreibt sie so: Als sie zum ersten Mal über ihr eigenes Trauma gesprochen habe, habe sich etwas verändert – auch andere Frauen begannen, ihre Geschichten zu teilen. Aus dieser Erfahrung heraus entwickelte sie einen Ansatz, der auf Vertrauen und der Möglichkeit zur eigenen Artikulation als Grundlage für die Verarbeitung traumatischer Erfahrungen setzt.

Besonders eindrücklich schildert Walter die Begegnung mit einem Mädchen, das im Alter von zwölf Jahren verkauft worden war und mit vierzehn Jahren in einer Schutzunterkunft untergebracht wurde. Das Mädchen habe sich wie eine Erwachsene verhalten, sei aber gleichzeitig wahnsinnig wütend gewesen. Diese Begegnung machte Walter deutlich, wie schwer erkennbar Verhaltensmuster von Betroffenen oft sind, die von Trauma, Manipulation und langanhaltender Ausbeutung geprägt sind.

² <https://manobal.org>

Walter betont, dass sensible und informierte Begleitung hier unerlässlich sei und dass ihre Arbeit genau an diesem Punkt ansetze.

Walter macht im Gespräch deutlich, dass Menschenhandel in Indien häufig gesellschaftlich unsichtbar bleibt. Vielen Menschen fehle ein Bewusstsein dafür, wie verbreitet das Problem ist und welche Formen es annehmen kann. Täter würden häufig nicht als solche erkannt: „Man muss nicht weit suchen. Ein Menschenhändler kann direkt neben dir stehen“, sagt Walter. Strukturell kritisiert sie, dass verschwundene Kinder häufig als Vermisstenfälle registriert würden, ohne den Verdacht auf Menschenhandel systematisch zu prüfen – was Ermittlungen erschwere und notwendige Schutzmaßnahmen verzögere.

Das bestehende Rehabilitationssystem bezeichnet Walter als „ein gescheitertes Modell“: Rettung sei wichtig, aber entscheidend sei, was danach folge. Die Organisation Manobal verfolgt deshalb einen langfristigen Ansatz mit psychologischer Begleitung, medizinischer Versorgung, rechtlicher Unterstützung sowie Bildungs- und Ausbildungsangeboten. Walter berichtet etwa von einer Überlebenden aus Nepal, die mithilfe der Organisation einen kleinen Essensstand in Delhi eröffnen konnte. Doch bereits am Eröffnungstag wurde deutlich, wie verletzlich solche Neuanfänge bleiben: Polizeibeamte, die von ihrer Vergangenheit wussten, erschienen an ihrem Stand und drohten, sie öffentlich als Prostituierte zu bezeichnen, wenn sie nicht zahle oder den Stand aufgebe. Die Frau ließ sich nicht einschüchtern – sie wandte sich an ranghöhere Behörden und konnte die Erpressung stoppen. Für Walter illustriert dieser Fall exemplarisch, mit welchen Hindernissen Rehabilitation in der Praxis verbunden ist: Selbst wenn Betroffene den Mut und die Kraft aufbringen, ein neues Leben aufzubauen, bleiben sie oft dem Druck institutioneller Willkür und sozialer Stigmatisierung ausgesetzt.

Darüber hinaus schildert Walter die zunehmend internationale Dimension ihrer Arbeit. Besonders eindrücklich ist eine Rettungsaktion mehrerer afrikanischer Frauen in Nordindien. Die Frauen wandten sich über Instagram an Walters Organisation. Ursprünglich ging es um die Rettung von zwei Frauen; letztlich konnten sieben Personen aus der Situation herausgebracht werden. Alle befanden sich ohne gültige Visa in Indien. Ihre Pässe waren ihnen von den Menschenhändlern abgenommen

worden, ein gängiges Mittel, um Betroffene in vollständige Abhängigkeit zu zwingen. Ohne Dokumente, ohne legalen Aufenthaltsstatus, ohne die Möglichkeit, die Botschaft zu kontaktieren – die Frauen waren bewusst in eine Situation manövriert worden, aus der es kaum einen Ausweg gab. Für Walter gestaltete sich die Zusammenarbeit mit den Behörden in diesem Fall als äußerst schwierig. Walter und ihre Mitstreiterinnen kämpften vor Ort darum, den Fall überhaupt aktenkundig zu machen. Die Beamten weigerten sich, den Fall als Menschenhandel einzustufen. Für Walter verdeutlicht diese Erfahrung ein strukturelles Problem: Ohne offizielle Registrierung gibt es keinen institutionellen Schutz, keine rechtliche Handhabe – und die Betroffenen bleiben erneut unsichtbar. Genau dagegen arbeitet Walter mit Manobal an. Dafür, dass diese Frauen und ihre Fälle die gesellschaftliche und institutionelle Sichtbarkeit erhalten, die Voraussetzung für Schutz und Gerechtigkeit ist.

2.3. Begegnung mit Mariam Rani*

Über meine Kollegin Pari Saikia gelang es mir schließlich, Kontakt zu einer Frau aufzubauen, die selbst Opfer von Menschenhandel geworden war und aus dieser Situation befreit werden konnte. Um ihre Identität zu schützen, ist ihr Name im Folgenden geändert. Die Begegnung mit Mariam Rani* war besonders prägend für meine Zeit in Neu-Delhi. Mariam Rani ist eine junge Frau aus Bangladesch, die nach Indien verschleppt worden war. Das Gespräch fand im Zuhause meiner Kollegin Pari Saikia statt – ein geschützter Rahmen, der überhaupt erst die Voraussetzung dafür schuf, dass Rani bereit war, über ihre Erfahrungen zu sprechen.

Rani erzählte, wie sie als Minderjährige verheiratet wurde und in ihrer Ehe Gewalt erlebte. In einer Phase großer Unsicherheit und Schutzlosigkeit traf sie auf eine Frau, die ihr Arbeit und eine bessere Zukunft versprach. Stattdessen wurde sie über die Grenze nach Indien gebracht, in Neu-Delhi an ein Bordell verkauft und zur Prostitution gezwungen. Erst Monate später wurde sie mithilfe einer lokalen Organisation befreit.



Foto: Pari Saikia

Gleichzeitig wurden im Gespräch die Lücken deutlich, die nach einer Befreiung bleiben: die rechtliche Unsicherheit, die soziale Stigmatisierung, die Frage nach dem Wohin danach. Mariam verbrachte nach ihrer Befreiung mehrere Monate in verschiedenen Schutzeinrichtungen – wartend auf ihre Papiere und auf eine Schmerzensgeldzahlung der indischen Regierung, auf die sie als Betroffene eines Menschenhandelsverbrechens rechtlich Anspruch hatte. Diese Zeit des Wartens, des Ausgeliefertseins an bürokratische Prozesse, des Lebens zwischen Schutz und Ungewissheit, macht deutlich: Eine Befreiung beendet zwar eine akute Gefahrensituation – sie markiert aber noch lange nicht den Beginn eines selbstbestimmten Lebens.

Mariams Geschichte weitete mein ursprüngliches Thema in eine Richtung, die ich zu Beginn der Reise so nicht vorhergesehen hatte. Was ich recherchieren wollte, war die Frage nach wirtschaftlicher Teilhabe und struktureller Benachteiligung von Frauen. Was Mariams Erfahrung vor Augen führte, war die äußerste Konsequenz genau dieser Strukturen: dass fehlende wirtschaftliche Perspektive, patriarchale Gewalt und gesellschaftliche Schutzlosigkeit zusammen eine Situation erzeugen können, aus der

es kaum einen selbstbestimmten Ausweg gibt. Die Grenze zwischen dem Ausschluss vom Arbeitsmarkt und extremer Ausbeutung erscheint unter solchen Bedingungen erschreckend durchlässig. (*Name geändert)



Foto: Pari Saikia

3. Zusammenfassung der Erkenntnisse, persönliche Reflexion, Ausblick

Der Aufenthalt in Neu-Delhi und Mumbai verlief anders als ursprünglich geplant – war inhaltlich aber außerordentlich aufschlussreich. Die Reise hat deutlich gemacht, wie eng strukturelle Fragen der Arbeitsmarktbeteiligung mit konkreten Formen von Gewalt und Ausbeutung verknüpft sind. Wirtschaftliche Prekarisierung, fehlende soziale Absicherung und patriarchale Normen schaffen gemeinsam Bedingungen, unter denen Frauen und Kinder besonders vulnerabel werden – gegenüber Kinderhandel ebenso wie gegenüber Zwangsarbeit und sexualisierter Gewalt. Gleichzeitig habe ich erlebt, dass es Gegenmodelle gibt: kollektive Organisation von Frauen aus marginalisierten Gemeinschaften, zivilgesellschaftliche Organisationen wie Manobal und feministische Netzwerke, die trotz schwieriger Bedingungen wirksam arbeiten.

Journalistisch war die Reise auch eine Erfahrung in Sachen Flexibilität und Verantwortung. Die Visumssituation hat meine Recherche eingeschränkt und gleichzeitig das politische Klima für Pressefreiheit in Indien sehr unmittelbar erfahrbar gemacht. Die Entscheidung, mein ursprüngliches Vorhaben anzupassen, war eine journalistische ebenso wie eine ethische – mit Blick auf den Schutz meiner Gesprächspartnerinnen.

Aufgrund der durch die Visumsprobleme verkürzten Aufenthaltsdauer in Neu-Delhi und des geänderten Schwerpunktes meiner Recherche hat sich außerdem eine neue

Möglichkeit zur Weiterführung der Recherche ergeben: Mariam Ranis Geschichte lässt sich bis nach Dhaka zurückverfolgen. Daher freue ich mich, Mariam Rani in einem zweiten Teil der Recherchereise nach ihrer Rückkehr in Dhaka treffen zu können – zurück in das Land, aus dem sie verschleppt wurde. Vor Ort möchte ich der Frage nachgehen: Was bedeutet Heimkehr nach Entführung, Gewalt und gesellschaftlicher Stigmatisierung? Über diese Fragestellung möchte ich Mariams Geschichte damit um eine Perspektive erweitern, die über Indien hinausweist und die grenzüberschreitende Dimension von Menschenhandel in Südasien in den Mittelpunkt rückt.

Fortsetzung folgt



Bangladesch

Heimkehr nach der Ausbeutung

Stipendium der
Heinz-Kühn-
Stiftung

Carmen Maiwald
Dhaka, Bangladesch
20.07.-25.07.2026

Inhaltsverzeichnis

1. Ausgangslage und Fragestellung	3
2. Rechercheverlauf, Beobachtungen und Interviews.....	3
2.1. Vorbereitung der Reise	3
2.2. Besuch bei Mariam Ranis Familie	4
3. Gespräch mit Ashiquir Rahaman, klinischer Psychologe	7
4. Zusammenfassung der Erkenntnisse.....	10
5. Persönliche Reflexion und Ausblick.....	11

1. Ausgangslage und Fragestellung

Der erste Teil meiner Recherchereise nach Neu-Delhi und Mumbai hatte mich mit einer Geschichte zurückgelassen, die über Indien hinausweist: die Geschichte von Mariam Rani* (Name geändert). Eine junge Frau aus Bangladesch, die als Minderjährige verheiratet, aus einer gewaltvollen Ehe heraus von einer vermeintlichen Wohltäterin nach Indien verschleppt und dort an ein Bordell in Neu-Delhi verkauft wurde. Nach Monaten der Zwangsprostitution wurde sie mithilfe einer lokalen Organisation befreit. Sie lebte für einige Monate in verschiedenen Unterkünften in Neu-Delhi, wo ich sie Anfang des Jahres für ein Interview treffen konnte und kehrte im Mai 2026 zurück nach Bangladesch zu ihrer Familie in Dhaka. Damit erweiterte sich der Fokus meiner Recherche von der Frage nach den Bedingungen von Menschenhandel und sexueller Ausbeutung hin zu der Phase nach der Befreiung. Im Zentrum meiner Recherche in Dhaka stand nun die Frage, ob und unter welchen Voraussetzungen die Rückkehr von Betroffenen von Menschenhandel und sexueller Ausbeutung in das frühere soziale Umfeld – das „alte Leben“ – tatsächlich gelingen kann. Dabei ging es auch um die Wechselwirkung zwischen psychischer Belastung, familiären Beziehungen, gesellschaftlicher Stigmatisierung und ökonomischer Abhängigkeit.

2. Rechercheverlauf, Beobachtungen und Interviews

2.1. Vorbereitung der Reise

Einige Wochen nach ihrer Rückkehr nach Bangladesch hielt ich mithilfe einer lokalen Journalistin, die für mich übersetzte, Kontakt zu Mariam. In Nachrichten und Videoanrufen berichtete sie uns von ihrer Rückreise, ihrer ersten Flugreise und ihrem Ankommen in der Wohnung ihrer Familie. Dann brach der Kontakt ab. Doch wir blieben mit Mariams Mutter in Kontakt und erfuhren von ihrem erneuten Verschwinden. Als ich dann im Juli nach Dhaka reiste, war ein direkter Kontakt zu Mariam nicht mehr möglich. Stattdessen besuchte ich also ihre Familie, um die Ereignisse nach ihrer Rückkehr zu rekonstruieren und zugleich mehr über Mariams früheres familiäres und soziales Lebensumfeld zu erfahren. Der Besuch sollte damit auch einen Einblick in die Lebensbedingungen ermöglichen, in die sie nach ihrer Rückkehr zunächst zurückgekehrt war. Unterstützt wurde ich während der Recherche vor Ort von Rashad

Ahamad, Senior Reporter bei New Age, einer englischsprachigen Tageszeitung in Bangladesch.

2.2. Besuch bei Mariam Ranis Familie

Wir konnten Mariams Familie in ihrer Wohnung am Stadtrand von Dhaka besuchen. Der Besuch ermöglichte Gespräche mit den Angehörigen und einen unmittelbaren Einblick in die Lebensumstände, in denen Mariam vor ihrer Verschleppung gelebt hatte. Die Familie, zu der neben Mariam auch ihre Mutter, ihr Stiefvater, ihr kleiner Sohn und ihre beiden Brüder gehören, lebt gemeinsam in einer Zwei-Zimmer-Wohnung am Stadtrand von Dhaka. Die Angehörigen hatten sich Zeit genommen, um gemeinsam mit uns die Zeit vor Mariams Verschwinden, ihre Rückkehr aus Indien und die anschließenden Entwicklungen zu rekonstruieren. Dabei machten sie durch Familienfotos, Erinnerungen und konkrete Gegenstände aus Mariams früherem Alltag einzelne Stationen ihres Lebens für uns nachvollziehbar. Der Besuch ermöglichte damit einen Einblick in Mariams familiären Alltag und ihre Lebensbedingungen vor dem Menschenhandel und half zugleich, die Perspektive ihrer Angehörigen auf ihre Rückkehr zu verstehen.

Mariam wuchs in sehr schwierigen finanziellen Verhältnissen auf. Ihre Mutter erzählte, dass Mariam mit etwa zwölf Jahren die Schule verlassen musste: Die Familie konnte das Schulgeld nicht mehr bezahlen, und Mariam sollte zum Einkommen beitragen. Sie begann in einer Textilfabrik zu arbeiten.

Im Gespräch zeigte uns Mariams Mutter außerdem Fotos aus dem Familienalbum, auf denen Mariam in einem Kleid für eine Hochzeitszeremonie zu sehen ist. Mit 16 Jahren wurde sie demnach einem Mann versprochen, der sie zu sich nach Hause nahm. Auch in Bangladesch ist die Verheiratung Minderjähriger gesetzlich verboten. Die Mutter erklärte, sie habe ihrer Tochter auf diese Weise finanzielle Sicherheit geben wollen.

Mariams Lebensumstände und die Schilderungen ihrer Mutter über Kindheit und Jugend zeigen deutlich, wie eng finanzielle Not und fehlende Perspektiven miteinander verbunden waren. Genau diese Situation machte Mariam verletzlich und setzte sie dem Risiko aus, in die Hände von Menschenhändlern zu geraten.



Mariam Ranis Familie (Carmen Maiwald)*

Die Familie berichtete, dass Mariam am 14. Mai aus Indien nach Bangladesch zurückgekehrt war. Nach Angaben der Angehörigen verliefen die ersten etwa 15 Tage vergleichsweise stabil. Mariam kümmerte sich um ihren Sohn und den Haushalt; die Familie beschrieb das Verhältnis untereinander als eng. Bis Mariams Mutter ihr ein Smartphone gab. Anschließend nahm Mariam, so erzählt es ihre Mutter, erneut Kontakt zu der Frau auf, die sie ursprünglich nach Indien verschleppt hatte. Die Familie konnte nicht nachvollziehen, über welche Plattform dieser Kontakt hergestellt wurde. Nachdem Mariam die Erlaubnis erhalten hatte, für einen Tag auszugehen, kehrte sie zunächst nicht zurück. Die Familie hatte sieben Tage lang keinen Kontakt zu ihr. Bei einem späteren Treffen nahm die Familie deutliche Veränderungen in ihrem Verhalten wahr. Sie rauchte in Gegenwart ihrer Mutter und trat gegenüber ihrem Sohn deutlich distanzierter auf als zuvor. Für Mariams Familie schien diese Veränderung schwer ertragbar.



Familienalbum (CM)

Am 2. Juli gelang es der Familie erneut, Mariam zu einem Treffen zu bewegen. Die Angehörigen versuchten, sie davon zu überzeugen, dauerhaft zurückzukehren und Verantwortung für ihre Familie und ihren Sohn zu übernehmen. Mariam soll dies abgelehnt und betont haben, dass sie inzwischen erwachsen sei und selbst über ihr Leben entscheiden wolle. Die Familie vermutete, dass die Frau, mit der Mariam erneut Kontakt aufgenommen hatte, weiterhin Einfluss auf sie ausübt. Sie beschrieben diesen Einfluss als eine Form von „Gehirnwäsche“. Ob und in welchem Umfang eine erneute Ausbeutung stattfindet, konnte ich im Rahmen der Recherche nicht verifizieren. Die Familie berichtete lediglich von entsprechenden Vermutungen und Beobachtungen. Mariams Situation und die ihrer Familie verdeutlicht, dass die Rückkehr einer Betroffenen nicht selbstverständlich mit einer Rückkehr zu den vorherigen familiären Strukturen gleichzusetzen ist. Für die Angehörigen bedeutete Mariams Rückkehr zunächst die Hoffnung auf eine Normalisierung des Familienlebens. Die Gespräche mit Mariams Mutter und Stiefvater machten jedoch deutlich, dass die Erwartungen an ihre Rückkehr und der tatsächliche Verlauf erheblich voneinander abwichen. Nicht nur Mariams Eltern, auch ich fragte mich nach unseren Gesprächen, was Mariam dazu bewegt hatte, zu der Frau zurückzukehren, die sie nach Indien verschleppt hatte. Stand sie womöglich unter Druck oder wurde sie erpresst? Oder hatte sie die Situation nach ihrer Heimkehr derart überfordert, dass ihr dies als einziger Ausweg erschien?



Nachbarschaft Mariam Rani (CM)*

3. Gespräch mit Ashiquir Rahaman, klinischer Psychologe

Um die Beobachtungen und Schilderungen aus den Gesprächen mit Mariams Familie einzuordnen, führte ich ein Gespräch mit Ashiquir Rahaman, Dozent an der Universität Dhaka und klinischer Psychologe. Rahaman hatte zuvor am International Centre for Diarrhoeal Disease Research, Bangladesh (icddr,b) im Rahmen eines HIV/Aids-Programms mit Sexarbeiterinnen gearbeitet und dazu auch wissenschaftlich publiziert.

Aus seiner Perspektive ist Stigmatisierung eines der zentralen Hindernisse für die Rehabilitation von Betroffenen. Menschen, die Opfer von Menschenhandel geworden sind, seien in Bangladesch häufig mit „Victim Blaming“ konfrontiert. Ihnen werde teilweise eine Mitschuld an ihrer Situation gegeben. Auch innerhalb der Familien könne es zu Misstrauen und Ablehnung kommen. Dadurch könne ein Widerspruch entstehen: Die Familie ist zwar grundsätzlich der Ort, an den die Betroffenen zurückkehren sollen, gleichzeitig kann genau dieses soziale Umfeld nach der Rückkehr zu einer zusätzlichen Belastung werden.

Reintegration ist damit nicht allein als räumliche Rückkehr zu verstehen. Sie umfasst laut Rahaman mehrere miteinander verbundene Ebenen: psychische Stabilisierung und Verarbeitung der Gewalterfahrungen, Wiederherstellung von Sicherheit und Vertrauen, die Akzeptanz innerhalb der Familie, gesellschaftliche Anerkennung und Abbau von Stigmatisierung, Zugang zu Bildung, Arbeit und eigenes Einkommen, rechtliche und institutionelle Unterstützung sowie die Möglichkeit, eigenständige Entscheidungen über das eigene Leben zu treffen.

Gerade der letzte Punkt erscheint im Fall von Mariam relevant. Ihre Familie verband ihre Rückkehr mit der Erwartung, dass sie wieder die zuvor bestehenden familiären Rollen übernimmt – insbesondere die Verantwortung für ihren Sohn und den Haushalt. Die Rückkehr war damit auch eine Auseinandersetzung darüber, welche Form von Leben nach der Befreiung überhaupt möglich und gewünscht ist.

Auch in unseren Gesprächen mit Mariam in Neu-Delhi wurde deutlich, wie wichtig ihr die Familie ist. Auf die Frage, worauf sie sich nach ihrer Rückkehr am meisten freue, nannte sie zuerst ihren Sohn: „Wenn ich nach Hause komme, werde ich meinen Sohn umarmen, mit ihm spielen und versuchen herauszufinden, an wie viel er sich von mir noch erinnert“, sagte Mariam. Außerdem wünschte sie sich, wieder ein selbst zubereitetes Lammcurry zu essen, denn selbst gekocht schmecke es ihr am besten. Auch Mariam schien bei ihrer Heimkehr also an eine Rückkehr in die traditionelle Familienrolle zu denken. Ihre Aussagen ließen also noch nicht erahnen, wie schwierig ihre Rückkehr später verlaufen sollte. In den Gesprächen war jedoch deutlich zu spüren, wie stark Mariam durch das Erlebte belastet war. Sie sprach und verhielt sich viel älter, als sie tatsächlich ist.

Rahaman beschreibt psychische Belastungen als einen weiteren zentralen Faktor bei der Rückkehr von Überlebenden. Unter Sexarbeiterinnen in Bangladesch seien posttraumatische Belastungsstörungen, Depressionen und Angststörungen weit verbreitet. Auch der Konsum von Drogen könne als Bewältigungsstrategie auftreten. Gleichzeitig seien Suizidversuche in dieser Gruppe erhöht. Für die Reintegration bedeutet dies, dass eine einmalige Befreiung oder Rückführung nicht ausreicht. Psychosoziale Unterstützung müsse langfristig angelegt sein.

In Indien konnte Mariam über die Organisation Manobal Unterstützung in Anspruch nehmen. Eine Sozialarbeiterin traf sich wöchentlich mit ihr und sprach mit ihr auch über das Erlebte. Mit Schreib- und Malübungen sollte Mariam zudem dabei geholfen werden, ihre Erfahrungen zu verarbeiten. Nach ihrer Rückkehr nach Bangladesch sollte die lokale Organisation BRAC die Betreuung übernehmen. BRAC empfing Mariam zwar am Flughafen, eine engmaschige Begleitung folgte jedoch nicht. Als Mariam erneut verschwand, wusste die Familie nicht genau, an wen sie sich wenden konnte, um Hilfe zu bekommen.

Der Vergleich zeigt eine Lücke: Während Mariam in Indien regelmäßig und persönlich begleitet wurde, fehlte in Bangladesch nach ihrer Ankunft offenbar eine verlässliche, engmaschige Nachsorge. Auch für die Familie gab es keine klare Anlaufstelle. Eine bessere Übergabe zwischen den Organisationen in Indien und Bangladesch und feste Ansprechpersonen, an die sich auch Angehörige wenden können, hätte die Situation vielleicht verändern können.

Auch nach Rahamans Einschätzung fehlt es in Bangladesch an dauerhaft finanzierten Strukturen für langfristige Hilfsangebote. Das von ihm beschriebene Unterstützungsangebot des icddr,b sei beispielsweise ausgelaufen, nachdem die zeitlich begrenzte Finanzierung endete. Hinzu komme die ökonomische Situation der Betroffenen. Durch fehlendes Einkommen, Ausbildung oder berufliche Perspektiven können Betroffene erneut in Abhängigkeiten geraten. Laut Rahaman kann insbesondere die Kombination aus sozialer Ablehnung, fehlender psychologischer Unterstützung und ökonomischer Perspektivlosigkeit dazu beitragen, dass Betroffene zu den Personen oder Strukturen zurückkehren, von denen sie zuvor ausgebeutet wurden, wie im Fall Mariams.

Reintegration müsse daher auch als Wiedergewinnung von Handlungsmacht und ökonomischer Unabhängigkeit verstanden werden. Berufliche Qualifizierung und Zugang zu Einkommen seien nicht nur Fragen sozialer Absicherung, sondern könnten eine Voraussetzung dafür sein, dass Betroffene tatsächlich eigene Entscheidungen treffen können.

Besonders relevant für die Frage nach der Reintegration ist laut Rahaman der Umgang mit gesellschaftlichen Normen. Im Interview schilderte ich Rahaman die Beobachtung der Familie, dass Mariam nach ihrer Rückkehr unter anderem öffentlich geraucht und sich aus Sicht der Familie demonstrativ gegen bestimmte gesellschaftliche Kleidungs- und Verhaltensnormen aufgelehnt habe.

Rahaman interpretierte ein solches Verhalten als mögliche Reaktion auf erfahrene Ablehnung. Wenn Betroffene nach ihrer Rückkehr das Gefühl hätten, von Familie und Umfeld nicht mehr akzeptiert zu werden, könne dies zu einer bewussten Abkehr von den Normen führen, deren Verletzung ihnen vorgeworfen werde. Dadurch könne ein Kreislauf entstehen: gesellschaftliche Ablehnung verstärkt oppositionelles Verhalten, das wiederum weitere Ablehnung hervorruft.

4. Zusammenfassung der Erkenntnisse

Diese Einordnung durch Ashiquir Rahaman macht deutlich, dass Reintegration nicht bedeuten kann, dass Betroffene möglichst schnell wieder in ihre früheren Rollen und Verhaltensweisen zurückkehren. Eine erfolgreiche Reintegration muss vielmehr auch die Autonomie der Betroffenen berücksichtigen. Die Frage ist daher nicht nur, wie eine Person wieder in ihr früheres Leben eingegliedert werden kann, sondern auch, ob dieses frühere Leben nach den Erfahrungen von Gewalt und Ausbeutung überhaupt unverändert fortgesetzt werden kann und soll.

Ob und inwiefern Rahmans Interpretation auf Mariams Fall zutrifft, lässt sich jedoch nicht abschließend beurteilen. Denn Mariams eigene Perspektive fehlt in dieser Geschichte – ich konnte sie nicht mehr dazu befragen. Die Schilderungen ihrer Situation nach der Rückkehr beruhen daher auf den Wahrnehmungen ihrer Mutter und ihres Stiefvaters und geben deren Sicht auf die Ereignisse wieder.

Doch die Schilderungen von Mariams Fall und die Erkenntnisse aus dem Gespräch mit Rahman zeichnen zugleich ein größeres Bild davon, wie mit Überlebenden von Menschenhandel und Zwangsprostitution in Bangladesch umgegangen wird. Rahaman beschreibt einen langsamen gesellschaftlichen Wandel im Umgang mit Überlebenden von Menschenhandel in Bangladesch, sieht aber zugleich Handlungsbedarf im Bereich traumasensibler psychologischer Betreuung, rechtlicher

Unterstützung, Arbeit mit den Familien sowie Sensibilisierung von medizinischem Personal, Polizei und Gesellschaft. Hinzu kommen Bildungs- und Beschäftigungsmöglichkeiten, durch die Betroffene wirtschaftliche Unabhängigkeit und Kontrolle über ihr eigenes Leben zurückgewinnen können.

Reintegration lässt sich damit als langfristiger Prozess verstehen, der mehrere gesellschaftliche Ebenen gleichzeitig betrifft. Die Verantwortung liegt nicht allein bei der betroffenen Person. Auch Familie, staatliche Institutionen, medizinische und psychosoziale Angebote sowie das gesellschaftliche Umfeld beeinflussen, ob eine Rückkehr tatsächlich zu mehr Sicherheit und Selbstbestimmung führt.

5. Persönliche Reflexion und Ausblick

Die Recherche in Dhaka hat meinen Blick von den Bedingungen des Menschenhandels auf die Phase nach der Befreiung erweitert. Der Fall von Mariam zeigt, dass die Rückkehr in die Familie nicht automatisch eine Rückkehr in ein selbstbestimmtes Leben bedeutet. Nach Entführung, Gewalt und Ausbeutung können Betroffene mit psychischen Belastungen, gesellschaftlicher Stigmatisierung, Misstrauen und familiären Erwartungen konfrontiert sein. Reintegration ist daher nicht als einfache Wiederherstellung des früheren Lebens zu verstehen, sondern als langfristiger Prozess, in dem Sicherheit, soziale Zugehörigkeit, psychische Stabilisierung und die eigene Entscheidungsfähigkeit wiedergewonnen werden müssen.

Betrachtet man beide Recherchen zusammen, die in Neu-Delhi, die sich vor allem auf Mariams Befreiung und die Zeit in der Zwangsprostitution bezog, und die in Bangladesch, zeigt sich ein ähnliches Muster: In beiden Ländern hängt die Betreuung von Überlebenden maßgeblich von Nichtregierungsorganisationen ab. Staatliche Strukturen, die Menschen wirksam vor Menschenhandel und Zwangsprostitution schützen, sind kaum erfolgreich etabliert.

Das deckt sich mit dem, was mir Gesprächspartnerinnen in Neu-Delhi schilderten. Die Genderforscherin Vibhuti Patel beschrieb den Handel mit Mädchen als gesellschaftlich weitgehend toleriertes Phänomen, gegen das weder Politik noch Öffentlichkeit ernsthaft vorgehen, obwohl das Wissen darum vorhanden sei. Nirmala B. Walter,

Gründerin der Hilfsorganisation Manobal, kritisierte, dass verschwundene Kinder oft nur als Vermisstenfälle registriert würden, ohne den Verdacht auf Menschenhandel systematisch zu prüfen. Manche Behörden wollten Fälle zunächst gar nicht aufnehmen. Das bestehende Rehabilitationssystem nannte sie „ein gescheitertes Modell“: Rettung sei wichtig, entscheidend sei aber, was danach folge.

In Mariams Geschichte zeigt sich diese Lücke ganz konkret. In Indien konnte sie über Manobal eine Sozialarbeiterin wöchentlich treffen, mit ihr über das Erlebte sprechen und mit Schreib- und Malübungen beginnen, es zu verarbeiten. Nach der Rückkehr nach Bangladesch sollte die Organisation BRAC diese Aufgabe übernehmen. Eine engmaschige Begleitung blieb jedoch aus, und als Mariam erneut verschwand, wusste ihre Familie nicht, an wen sie sich wenden konnte. Dass auch in Bangladesch der Schutz von der Reichweite einzelner Organisationen abhängt und nicht von verlässlichen staatlichen Zuständigkeiten, zeigt sich hier besonders deutlich.

Dazu kommt, dass der Schutz in beiden Ländern erst nach dem Schaden ansetzt. Was Mariams Verletzlichkeit hätte verringern können, blieb aus: eine Schulbildung, die sich die Familie leisten kann, eine finanzielle Absicherung und ein wirksamer Schutz vor der Verheiratung Minderjähriger, die auch in Bangladesch verboten ist. Patel plädiert deshalb dafür, in die formelle Wirtschaft zu investieren, um der informellen Ausbeutungsökonomie den Boden zu entziehen. Solange Prävention, Nachsorge und Zuständigkeiten nicht staatlich verankert sind, bleibt der Schutz von Überlebenden von der Kapazität einzelner Organisationen abhängig.

Die Recherche in beiden Ländern hat meinen Blick auf Ausbeutung und auf die Rolle von Frauen in der Gesellschaft verändert. Sie hat mich zudem zu einem Thema geführt, zu dem ich zuvor noch nicht gearbeitet hatte. Besonders bereichernd war für mich die Zusammenarbeit mit lokalen Kolleg*innen, die mir nicht nur Zugänge eröffnet, sondern mir auch geholfen haben, das Erlebte einzuordnen. Ich bemühe mich weiterhin, den Kontakt zu Mariam wiederherzustellen, und hoffe, ihren Weg und den ihrer Familie auch aus der Ferne weiter verfolgen zu können.

Von Carmen Maiwald

Berlin, September 2026